

Copyright Acknowledgment

Publication Information

Hösle, Vittorio. 1992. "Die Idee Der Hochschule Angesichts Der Herausforderungen Des 21. Jahrhunderts". In *Hochschulen Der Zukunft , Erneuert Oder Zweite Wahl : Jahresversammlung Der Hochschulrektorenkonferenz , Ansprachen Und Diskussionen , Rostock , 10.-12. Mai 1992*, 47–72.

This publication is made available in our archive with grateful acknowledgment to the original publisher, who holds the copyright to this work. We extend our sincere appreciation.

The inclusion of this work in our digital archive serves educational and research purposes, supporting the broader academic community's access to the works of Vittorio Hösle.

Terms of Use

Users are reminded that this material remains under copyright protection. Any reproduction, distribution, or commercial use requires explicit permission from the original copyright holder.

We are committed to respecting intellectual property rights and supporting the scholarly publishing ecosystem. If you are the copyright holder and have concerns about this archived material, please contact us immediately.

obj-idealismus-heute.phil2@uni-bamberg.de

ken. Damit unterstützen Sie auch entscheidend den Neuaufbau von Mecklenburg-Vorpommern.

Ich danke Ihnen.

Herr Bundespräsident, meine Damen und Herren, ich würde mich freuen, Sie heute abend zum Empfang der Landesregierung auf dem Schiff "Georg Büchner" begrüßen zu können, und wünsche Ihnen einen erfolgreichen Verlauf der Konferenz.

Vortrag
Dr. Vittorio Hösle
Die Idee der Hochschule angesichts der
Herausforderungen des 21. Jahrhunderts

Daß die Hochschulen in einer Krise stecken, ist seit mindestens 25 Jahren ein Gemeinplatz. Einerseits ist der Verdacht durchaus legitim, dieser Gemeinplatz sei auch eine Folge der Bedingungen für öffentliche Aufmerksamkeit im modernen Kulturbetrieb - ein Individuum oder eine Institution, die nicht eine Krise durchgemacht haben und, besonders, nicht darüber zu sprechen wissen, können auf das Prädikat des Interessanten schwerlich Anspruch erheben.¹⁾ Andererseits ist offenkundig, daß sich die Universitäten in den letzten drei Jahrzehnten in einer Weise gewandelt haben, die in der an Neuorientierungen gewiß nicht armen Geschichte dieser Wissenschaftsinstitution nahezu einzigartig sein dürfte. Allein die quantitative Dimension zeigt die rasanten Veränderungen - die absolute Zahl der Studenten ebenso wie der Prozentanteil der Studierenden an der Gesamtbevölkerung nimmt in Deutschland stetig zu, und trotz aller Neugründungen und Erweiterungen wird immer klarer, daß es der Hochschule nicht gelingen kann, unter diesen Bedingungen ihren traditionellen Aufgaben gerecht zu werden. Grenzen des Wachstums gibt es auch und gerade im Wissenschaftsbereich; ja, selbst wenn die erforderlichen Mittel da wären, um etwa das Lehrpersonal entsprechend dem Zuwachs der Studentenzahlen aufzustocken, bliebe es dabei, daß in jedem persönlichen und also auch in jedem pädagogischen Verhältnis quantitative Veränderungen dessen innere Natur alterieren: Mitglied einer überschaubaren Gemeinschaft zu sein ist etwas qualitativ anderes als Element einer Masse.

¹⁾ Vgl. W. Hofmann, Universität Ideologie, Gesellschaft. Beiträge zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt 1968, 9-34: Die Krise der Universität. Fruchtbare Sammelbände über die Idee der Universität sind etwa: Universität und moderne Welt. Ein internationales Symposium, hg. von R. Schwarz, Berlin 1962; Universitetets idé gjenno tidene og i dag, hg. von E. Wyller, Oslo 1991.

Aber die quantitative Dimension - so wichtig ihre administrative Beherrschung auch ist - ist nicht der tiefste Grund für das wachsende Unbehagen der Institution der Hochschule gegenüber. Der mangelnde Enthusiasmus, die Freudlosigkeit und Frustriertheit, ja der Wirklichkeitsverlust, den man bei vielen Studenten spürt und der eine der wichtigsten Ursachen für die zu langen Studienzeiten ist, ist vielmehr Ausdruck eines tiefer liegenden geistigen Prozesses - ich meine das Fragwürdigwerden der Idee der Wissenschaft selbst.

Denn offenbar bezieht die Institution der Hochschule ihren Sinn daraus, daß sie seit nunmehr fast einem Jahrtausend unter verschiedenen geschichtlichen Rahmenbedingungen eine bleibende Idee, die Idee der Wissenschaft, zu verwirklichen strebt; und auf die Dauer kann trotz aller Trägheitskräfte, die Institutionen eigen sind und ihre Stabilität begründen, sich keine Einrichtung der Erschütterung entziehen, der der Begriff ausgesetzt ist, aus dessen Verwirklichung sie ihre Legitimität bezieht.

Um die gegenwärtige Situation der Hochschule besser zu verstehen, will ich erstens die Krise des Wissenschaftsbegriffs etwas näher analysieren. Zweitens will ich auf die verschiedenen Versuche zurückblicken, die die Hochschule in ihrer Geschichte unternommen hat, um sich den Herausforderungen ihrer Zeit anzupassen. Denn wenn etwas optimistisch stimmen kann, dann ist es die in der Tat außerordentliche Anpassungsfähigkeit dieser Institution: Da Kritik zu ihr wie zu wohl keiner anderen Einrichtung gehört, hat sie es, trotz Epochen offenkundiger intellektueller Stagnation, immer wieder geschafft, sich zu regenerieren und das geistige Leben ihrer Kultur zentral zu beeinflussen. Drittens will ich einige Vorschläge machen, wie es vielleicht der Hochschule gelingen könnte, aus dem Geist einer Neubestimmung der Idee der Wissenschaft heraus jene Anpassungsleistungen zu vollbringen, ohne die sie angesichts der Herausforderungen des nächsten Jahrhunderts unausweichlich an intellektuellem Format und gesellschaftlicher Legitimität einbüßen wird.

I.

Der erste Grund, warum die Idee der Wissenschaft immer weniger begabte Studenten motivieren kann, sich ihr mit jener Liebe zu widmen, ohne die bedeutende geistige Leistungen nicht möglich sind, liegt sicher darin, daß

immer mehr Menschen das Gefühl haben, die Perfektionierung eines mathematischen Kalküls zur Beschreibung physikalischer oder wirtschaftlicher Prozesse oder weitere Fortschritte bei der Differenzierung der verschiedenen Schichten klassischer Werke seien nicht eigentlich das, was die Menschheit in der gegenwärtigen Situation brauche: Die Wissenschaft sei in einem fundamentalen Sinne unnützer Luxus.

Die Enormität der weltpolitischen Veränderungen der letzten Jahre hat jedem von uns das Gefühl vermittelt, daß nach einer relativen historischen Windstille von vier Jahrzehnten, in der sich Politik wesentlich auf die Konservierung des status quo reduzierte, wir uns auf stürmischere Jahrzehnte zubewegen; und soviel Hoffnungsreiches auch kürzlich geschehen ist, sowenig können Unvoreingenommene sich der Einsicht versperren, daß die ökologische Frage, das Bevölkerungswachstum, die Polarisierung von Nord und Süd und der Zerfall großer politischer Zentren in Verbindung mit dem Vorhandensein von Massenvernichtungsmitteln eine Gefährdung der Menschheit darstellen, wie sie die Geschichte bisher noch nicht gekannt hat.

Gerade junge Menschen, die vermutlich von den Wirbelstürmen der Geschichte eher betroffen sein werden als die meisten derer, die heute verantwortliche Entscheidungen zu treffen haben, werden den Eindruck nicht los, daß unser Wissenschaftssystem diesen Problemen nicht nur nicht gewachsen sei, sondern daß es ihnen geradezu ausweiche. Während Unsummen von Geldern in Forschungen des Typs investiert werden, wie man bei gleicher Sicherheit mit noch größerer Geschwindigkeit in der Kurve überholen könne, ist die Zahl von fundierten und umfassenden, sich nicht in Trivialitäten erschöpfenden Werken über die Überlebensfragen der Menschheit gering.

Wen kann es da wundern, daß das Vertrauen in die Wissenschaft als den Garanten einer rationalen Lösung unserer Probleme schwindet? Denn in der Tat hat die Idee der Wissenschaft in der Moderne - die sich anders als in der Antike mit dem allgemeinen Programm der Aufklärung verbunden hat - ihre Legitimation zunehmend aus der Verheißung erhalten, sie könne die physischen Unannehmlichkeiten des Lebens wie Krankheit, Armut und

Krieg überwinden; wenn aber das letzte Wort der modernen Wissenschaft Ohnmacht gegenüber den heraufziehenden Gefahren und Eskapismus in den elfenbeinernen Turm hochspezialisierter Forschungen ist, dann muß die Reaktion auf die nicht nur nicht gehaltenen, sondern in ihr Gegenteil verkehrten Versprechen der Wissenschaft Enttäuschung, ja Verbitterung sein.

Das schwindende Vertrauen in die Fähigkeit der Wissenschaft, die Probleme des kommenden Jahrhunderts, wenn nicht zu lösen, so doch wenigstens zu entschärfen, wird auf verschiedene Weise begründet. Am harmlosesten ist noch, erstens, die Auffassung, auch wenn der Wissenschaft ein Aufweis rationaler Lösungsstrategien gelänge, so würde das doch nichts helfen, weil die Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft rationalen Argumenten nicht zugänglich seien. Immerhin wird hier die Schuld für das Versagen der Wissenschaft nicht ihr alleine zugeschrieben, auch wenn ihr zur Last gelegt werden müßte, daß sie immer weniger in der Lage ist, eine Sprache zu finden, die auch gutwilligen Laien zugänglich ist: Der Niedergang der Tradition der Rhetorik ist sicher eine der Ursachen für die zunehmenden Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Wissenschaft und Lebenswelt. Zweitens wird der Standpunkt vertreten, auch wenn eine objektive Erkenntnis dessen, was der Fall ist, möglich sei, so sei doch die normative Frage, was wir tun sollten, mit wissenschaftlichen Mitteln nicht zu lösen, weil in ihre Beantwortung Wertentscheidungen eingingen; diese seien als solche notwendig subjektiv. Drittens finden sich allgemeine skeptische Aussagen, die teils mit der spezifisch historischen Situation der Gegenwart - ihrer zugegebenermaßen außerordentlichen Komplexität - legitimiert werden, teils allgemeiner Natur sind: Die Idee der Wahrheit sei sinnlos, ein Produkt des Herrschaftswillens des abendländischen Menschen (oder Mannes) usw. usf.

Aber die Unfähigkeit der Wissenschaft, die uns bedrohenden Gefahren abzuwehren, ist nicht der ernsteste Vorwurf, der ihr gemacht wird. Wesentlich schärfer ist der Einwand, die Wissenschaft sei nicht nur unnütz, sondern geradezu schädlich: Die gegenwärtige bedrohliche Situation sei ein direktes Resultat der Transformation der Welt durch die moderne Wissenschaft. Zumindest verstärke die Wissenschaft die gefährlichen

Tendenzen der Moderne: Umweltzerstörung, Überbevölkerung, die sich vertiefende Kluft zwischen Nord und Süd aufgrund der sehr unterschiedlichen Fähigkeiten der einzelnen Kulturen, den Modernisierungsprozeß zu bewältigen, die Bedrohung der physischen Existenz der Menschheit durch die Massenvernichtungsmittel und diejenige ihres Wesens durch mögliche Neuerungen in der Gentechnologie - dies alles gehe auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zurück, so gut gemeint er auch gewesen sei; und jene Institution, die diesen Fortschritt organisiere, trage Mitschuld an der jetzigen Lage.

Der bekannten Ausflucht, Wissenschaft und Technik seien neutral, für das, was man aus ihnen mache, seien nicht sie verantwortlich, wird folgendes entgegengehalten: Zwar möge es sein, daß der exponentielle Fortschritt des wissenschaftlich-technischen Denkens an sich zum Guten wie zum Bösen verwendet werden könne; aber mit dem Fortschritt der Zweckrationalität, die uns immer neue Mittel in die Hand lege und die Sphäre der Machbarkeit erweitere, halte derjenige der Wertrationalität, der ethischen Vernunft nicht Schritt, die uns lehre, wie wir jene Mittel benutzen sollten, was wir mit ihnen machen durften. Ebendeswegen sei es kein Zufall, sondern eine notwendige Folge der sich öffnenden Schere von Wert- und Zweckrationalität, daß der unverantwortliche Gebrauch wissenschaftlich-technischer Entdeckungen überwiege.

Aber wie kann angesichts der steigenden Bedeutung der Geisteswissenschaften davon die Rede sein, daß die Wertrationalität den Herausforderungen der modernen Zweckrationalität nicht gewachsen sei? Die Kritiker des modernen Wissenschaftsbetriebes weisen auf eine Umgestaltung des Begriffs der Geisteswissenschaften hin, die im 19. Jahrhundert beginnt und diese von den frühen humanistischen Studien scharf absetzt. Während die traditionellen Geisteswissenschaften von der Vergangenheit lernen wollten, um gegenwärtige und zukünftige Aufgaben zu lösen, bedeutet Objektivität der Geisteswissenschaften seit dem Historismus das Sammeln von Fakten über die Vergangenheit ohne eigene normative Stellungnahme. Wie die moderne Wissenschaft seit Descartes die Natur in ein totes ausgedehntes Ding verwandelt, zu dem die souveräne Subjektivität selbst nicht mehr gehört, so wird in der modernen

Geisteswissenschaft die Geschichte zu einem reinen Forschungsgegenstand, als dessen Teil das forschende Subjekt sich nicht mehr empfindet. Je mehr der historisch gebildete moderne Geisteswissenschaftler weiß, desto weniger ist er gewöhnlich in der Lage zu einem ethischen Urteil: Das Bewußtsein all dessen, was es in der Geschichte gegeben hat, lähmt die Urteilsfindung und damit das Handeln; die Geschichte wird zu einem Museum, in dem man herumstöbert, ist nicht mehr ein Platz, aus dem man Lebenskräfte und in dem man Stellung bezieht. Daher das Paradox, daß gerade die Zeiten mit den ausgedehntesten historischen Forschungen, den größten Museen und Archiven ihrer Geschichte am meisten entfremdet sind.

Nun gibt es sicher vorschnelles Urteilen und eifertiges Handeln, gegen die die geisteswissenschaftliche Bildung ein nützliches Antidotum ist; aber es gibt auch das Gegenteil, und der erstmals von Nietzsche²⁾ geäußerte Verdacht ist nicht unbegründet, daß die modernen Geisteswissenschaften unsere Problemlösungskapazität eher lähmen als befruchten - jedenfalls wenn sie nicht durch einen ethischen Gedanken geleitet werden, der selbst nicht mehr als bloß einer unter vielen objektiviert und historisch relativiert werden darf. In diesem Sinne ist der Vorwurf zu verstehen, auch die Geisteswissenschaften schadeten der Welt, zumindest leisteten sie keinen nützlichen Beitrag zur Lösung unserer Probleme; und in der Tat ist es kaum eine ausreichende Legitimation, wenn den Geisteswissenschaften die Funktion der Kompensation zugeschrieben wird³⁾: Sinnvoller wäre es sicherlich, bedrohten Lebensformen durch die Einsicht in ihre Werthhaftigkeit neue Kräfte zuzuführen, als ihr Aussterben durch eine ehrende Archivierung zu kompensieren.

Die bisherigen Einwände gegen die Wissenschaft hatten mit ihrem mangelnden Nutzen, ja ihrer Schädlichkeit, was die Abwehr der drohenden Gefahren betrifft, zu tun. Traditionell hat aber die Wissenschaft ihre Würde nicht primär aus ihrem größeren oder geringeren Nutzen bezogen, sondern

²⁾ Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben, 1874.

³⁾ Dies die bekannte These O. Marquards.

aus ihrem intrinsischen Wert: Wissenschaftliche Erkenntnis wurde spätestens seit den Griechen als eine unabhängig von ihren Konsequenzen werthafte Tätigkeit empfunden; und die Krise des gegenwärtigen Wissenschaftsbegriffs drückt sich nicht minder darin aus, daß wissenschaftliche Tätigkeit offenbar immer weniger um ihrer selbst willen erstrebt wird. Auch hier sind die Ursachen mannigfache.

Einerseits wurde die traditionelle Hochschätzung des Wissens mit dem Wert des zu erkennenden Gegenstandes begründet, dieser galt als geordnetes Ganzes, als Kosmos, und jede einzelne Erkenntnis bezog ihre Würde daraus, daß sie ein Mosaiksteinchen darstellte im Ganzen des Wissens. Mit dem Verlust des Glaubens an die Geordnetheit der Welt verflüchtigt das Vertrauen in den intrinsischen Wert der eigenen Tätigkeit, und nagende Zweifel an dem Sinn einer zum Selbstzweck gewordenen, geradezu zwanghaft betriebenen Spezialisierung bleiben übrig - jedenfalls das Gegenteil jener heiteren Gelassenheit, die die antike Theoria bestimmte, für die das Einzelne aus dem Ganzen seinen Wert wie seine Begrenzung erhielt, während der moderne Wissenschaftler häufig zwischen völliger Mißachtung der eigenen Tätigkeit und maßloser Überschätzung einer bestimmten Detailerkennntnis hin- und herschwankt.⁴⁾

Andererseits ist die Idee objektiver Erkenntnis selbst problematisch geworden - wenn aber weder das Erkannte in sich werthhaft ist noch die Erkenntnisrelation als objektiv angesehen werden kann, dann ist es in der Tat schwierig zu sehen, worin der innere Wert wissenschaftlicher Arbeit liegen kann. Was die immer entschiedener Herabsetzung der Geltungsansprüche der Wissenschaft angeht, so sei hier nur am Rande bemerkt, daß diese Reduzierung auf die Dauer die Idee der Hochschule zumindest als einer öffentlichen Institution gefährdet. Denn es ist nicht einzusehen, wieso mit öffentlichen Geldern eine Institution zu finanzieren sei, die einer als überholt erkannten Idee dient; und wenn auf das rein subjektive Interesse an Diskursen ohne Geltungsanspruch verwiesen wird, dann ist zu entgegnen, daß für die Befriedigung partikulärer Bedürfnisse der freie Markt der angemessene Rahmen ist.

⁴⁾ Vgl. Schopenhauers bissige Bemerkungen im Zweiten Band der "Parerga und Paralipomena", Kap. 21: "Über Gelehrsamkeit und Gelehrte", bes. 254.

Als letztes klassisches Argument für die hohe Würde der Idee der Wissenschaft ist noch der Gedanke zu erwähnen, daß allein durch wissenschaftliche Arbeit eine umfassende Persönlichkeitsbildung möglich sei. Aber nicht weniger als die Idee der Wahrheit ist diejenige der Persönlichkeit zunehmenden Zweifeln ausgesetzt. Es ist eine Eigentümlichkeit der gegenwärtigen theoretischen Situation, daß wir über keine Theorie der Persönlichkeit verfügen - daß die Einheit unseres Wesens nicht in dem inneren Zusammenhang unserer Bewußtseinsakte, also unseres Denkens, Wollens und Fühlens liege, sondern abhängig sei von dem biochemischen Zusammenhang zwischen den ihnen zuzuordnenden Gehirnzuständen, wird heute als gar nicht mehr diskussionswürdige Selbstverständlichkeit angesehen - und es ist nicht erstaunlich, daß auf dieser Grundlage das Mysterium der Persönlichkeit nicht jene Achtung genießen kann, die ihr traditionell zukam.

Wir sehen hier übrigens, daß die Infragestellung gewisser Grundprinzipien wie der Menschenwürde eine - keineswegs notwendige, aber doch naheliegende - Konsequenz bestimmter naturwissenschaftlicher Entwicklungen (bzw., besser, bestimmter Interpretationen dieser Entwicklungen) ist; eine Infragestellung, die freilich unweigerlich auf die Idee der Wissenschaft selbst zurückschlagen muß. Ferner sind die mit dem Gedanken der Persönlichkeitsbildung traditionell verknüpften geistesaristokratischen Werte in einer Epoche der Massendemokratie zunehmend verdächtig.

Fassen wir das Bisherige zusammen, so läßt sich sagen, daß die Krise der Hochschule wesentlich auf eine Krise der Idee der Wissenschaft zurückgeht, deren Anspruch auf einen intrinsischen Wert ebenso wie auf eine besondere Fähigkeit, die drängenden Menschheitsfragen zu lösen, als immer weniger glaubwürdig empfunden wird. Eine Wiederbelebung der Idee der Hochschule, eine Befreiung der Hochschulpolitik aus ihrer zunehmenden Reaktivität auf die Macht der Zahlen kann nur gelingen, wenn es glückt, die Idee der Wissenschaft derart neu zu bestimmen, daß gerade sie als Antwort auf die eingangs geschilderten Herausforderungen erscheint und daß ihr intrinsischer Wert unter den Bedingungen der Gegenwart neu begriffen und empfunden wird. Letzteres ist nicht weniger

wichtig als ersteres; denn man widmet sich einer Sache mit größerer Hingabe, wenn sie nicht nur als nützlich, sondern als an sich gut erscheint; und selbst der Nutzen der eigenen Tätigkeit wird größer, wenn es nicht allein der Nutzen war, auf den man abzielte.

II.

Jede Institution verdankt ihr inneres Entwicklungsprinzip dem Spannungsverhältnis zwischen der normativen Idee, der sie zum Ausdruck verhilft, und dem Kraftfeld aus konkreten Interessen, das ihren historischen Ort bestimmt. Ohne den stets neu erkämpften Bezug zur normativen Quelle ist eine Institution dazu verdammt, zu verknöchern; umgekehrt muß eine aus einem richtigen Gedanken geborene Institution, die ihre Anpassung an die Sachlogik der schon gegebenen Einrichtungen und an den Geist ihrer Zeit nicht erreicht, notwendig formlos und daher unbeständig bleiben. Es adelt die Geschichte der Hochschule, daß sie beide Extreme immer wieder zu vermeiden gewußt hat. Lassen Sie mich kurz die Hauptetappen dieser Entwicklung durchgehen und zwar nicht aus dem objektivierenden Interesse reiner Gelehrsamkeit heraus, sondern um möglichst für die Gegenwart zu lernen.

Wie der Name der Universität besagt, hat der ihr zugrunde liegende Gedanke mit Ganzheit zu tun. Ursprünglich ist es freilich noch nicht die Ganzheit des Wissens - die *universitas studiorum* -, auf die der Name anspielt; gedacht ist vielmehr an die Körperschaft, die durch das Zusammenleben von Professoren und Scholaren konstituiert und als eine Gemeinschaft von besonderer Intensität erfahren wird.⁵⁾ Beachtlich ist, wie vor dem gemeinsamen Anliegen nationale und soziale Unterschiede erblasen: Die mittelalterliche Universität war in einer Weise international, von der wir auch heute noch entfernt sind; Gebührenfreiheit und Stipendien für arme Studenten waren nicht selten; in manchem war die Stellung von Lehrern und Schülern, die z. B. den gleichen Eid zu leisten hatten,⁶⁾ ausgeglichener als heute.

⁵⁾ Vgl. H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400, Graz 1956 (1885), 29ff.

⁶⁾ G. Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, II: Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters, Graz 1958 (1896), 48.

Welchem Zwecke dient diese Gemeinschaft, die gewissermaßen aus der bürgerlichen Gesellschaft herausfällt und einen eigenen Kosmos bildet? Natürlich der Wissenschaft. Doch ist der mittelalterliche Wissenschaftsbegriff von dem modernen spezifisch unterschieden. So ist das zentrale Unterscheidungsmerkmal von mittelalterlicher und moderner Universität der hierarchische Aufbau der Fakultäten jener im Gegensatz zum bloßen Nebeneinander heute. Die Philosophische Fakultät ist ein notwendiges Durchgangsstadium für Mediziner und Juristen; über den beiden praktischen Fakultäten erhebt sich die theologische, die eine letzte ethische Sinngabe der Tätigkeiten jener zu geben präntendiert. Die Ausbildung zu praktischen Berufen ist also einer als Selbstzweck erfahrenen Bildung untergeordnet; ein Studium der allen Wissenschaften eigentümlichen Methoden ebenso wie eine letzte Ausrichtung auf das Prinzip allen Seins und allen Wissens rahmen die praktischen Fakultäten ein. Das Prinzip, das die Einheit der mittelalterlichen Universität garantiert, ist Gott.

Die zweite große Neugestaltung der Universität, die Humboldtsche, wird ihn durch den Gedanken der Bildung der freien Persönlichkeit ersetzen - dem allgemeinen Entwicklungsgang der neuzeitlichen Geistesgeschichte entsprechend, nach dem das Ich zunehmend die Stelle Gottes antritt. Formal erfüllt Humboldts Idee der sich in der Bildung entfaltenden Persönlichkeit eine ähnliche Funktion wie die Idee Gottes im Mittelalter - in beiden Begriffen ist die Einheit des Wissens gegründet. Doch ist die Einheit, die die Humboldtsche Universität anstrebt, eine unvergleichlich komplexere als diejenige des Mittelalters - denn in der Zwischenzeit hat mit dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Weltbildes eine Transformation der Wissenschaft stattgefunden, die das Schicksal der Moderne bis heute in einer Weise bestimmt hat wie kaum ein anderes Ereignis.

Die erste Etappe in der Formierung der modernen Wissenschaft wird durch Humanismus und Renaissance repräsentiert. Durch den Rückgriff auf die vorchristliche Welt wird ein Maßstab kritischer Distanzierung von der eigenen Gegenwart gewonnen, der die Geschlossenheit der mittelalterlichen Kultur auflöst und die von den Griechen erarbeitete Idee der Wissenschaft wieder zu Bewußtsein bringt, die, von jeder Bindung an eine geoffenbarte Religion frei, rein auf die Autonomie der Vernunft gegründet war;

gleichzeitig setzt die Erhöhung des Menschen ihn allmählich imstande, sich selbst als Neugestalter der Welt zu interpretieren.

In der Tat läßt sich als einer der Hauptunterschiede von antiker und moderner Wissenschaft, wie sie im 17. Jahrhundert entsteht, das verum-factum-Prinzip angeben, nach dem nur das, was vom Menschen gemacht ist, Anspruch auf Geltung haben kann. Dieses Prinzip erklärt u.a., warum die moderne Wissenschaft - auch hierin anders als die antike - von Anfang an experimentell und mit der Technik verbunden war: Denn im Experiment schaffen wir die Welt neu, und jede Versuchsordnung ist eine Maschine in nuce. Wissenschaft und Technik und der ihren Fortschritt finanzierende und selbst durch diesen getragene Kapitalismus bilden nun die spezifische Grundstruktur der Moderne, die die Welt zunehmend umgestaltet und den Begriff des Wissens verändert: Insbesondere entstehen in dieser Zeit jene Hoffnungen auf die ungeheure praktische Nützlichkeit der Wissenschaft und auf einen grenzenlosen Fortschritt, deren Enttäuschung zur gegenwärtigen Identitätskrise der Wissenschaft beigetragen hat.

Die Emanzipation der einzelnen Wissenssphären von der theologischen Einheitswissenschaft des Mittelalters gestattet die Entdeckung der ihnen eigentümlichen Sachlogik, deren Konsequenz die zunehmende Autonomisierung der einzelnen Subsysteme der modernen Gesellschaft ist. Einerseits begleitet eine ungeheure Effizienzsteigerung und Machterweiterung diesen Vorgang, der alle vormodernen Kulturen als nicht konkurrenzfähig der Herrschaft des modernen Europa unterworfen hat: Wissen wird Macht, freilich damit selbst immer mehr von Machtinteressen abhängig.

Andererseits ist unbestreitbar, daß diese Zerstörung der ursprünglichen Einheit nicht nur die Kommunikation zwischen den verschiedenen Subsystemen der Gesellschaft erschwert, sondern selbst die Identität des Menschen mit sich in Frage stellt: Als politisches Wesen kann derselbe Mensch andere Pflichten denn als homo oeconomicus haben, und während die traditionelle Ethik zwar nicht die Rationalisierung von innerökonomischen oder innerpolitischen Entscheidungen in einer der modernen vergleichbaren Weise durchgesetzt hat, hat sie doch

Lösungsvorschläge für derartige Konfliktfälle anbieten können, denen der moderne Mensch gewöhnlich ratlos ausgeliefert ist. Während die Herolde der neuen Wissenschaft durchaus noch an einer ethischen Legitimation ihres Unternehmens interessiert waren, koppelt sich dieses im 19. Jahrhundert immer mehr von ethischen Rücksichten ab und folgt einerseits der inneren Sachlogik der entfesselten Neugierde, andererseits den Auflagen, die ihm von jenen wirtschaftlichen und politischen Mächten gemacht werden, von denen es in Abhängigkeit geraten ist. Da die moderne Wissenschaft ihre Erfolge ebenso wie die Begrenzung ihres geistigen Horizontes wesentlich der Verwandlung von Qualitäten in Quantitäten verdankt, wird der unendliche Prozeß der Quantitäten zum letzten normativen Kriterium.

Die Ausbildung der modernen Wissenschaft fand zunächst größtenteils außerhalb der Universitäten statt - in den Akademien, die sich zu den gefährlichsten Konkurrenten der Universitäten entwickelten. Das 16. und das 17. Jahrhundert sind keine Glanzepoche der europäischen Universität gewesen, die den intellektuellen Neuerungen der Zeit häufig verständnislos gegenüberstand; die Väter der modernen Philosophie und Wissenschaft Bacon, Descartes, Spinoza, Hobbes und Leibniz wirkten außerhalb der Universitäten.

Wenn die Institution der Hochschule es geschafft hat, wenigstens zeitweise wieder die Führung des geistigen Lebens an sich zu ziehen, dann verdankt sie dies - zumindest im deutschsprachigen Raum - den Reformbemühungen, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ihre intellektuelle Artikulation in den klassischen Denkschriften Schellings, Fichtes, Schleiermachers und Steffens und ihre institutionelle Ausprägung in der Gründung der Berliner Universität (1809) fanden. Es bleibt ein Glücksfall für die Geschichte der Universität - der sich trotz aller Reformbestrebungen und Reformen der 1920er und 1960er Jahre nicht wiederholt hat -, daß die administrativen Fähigkeiten der verantwortlichen Politiker Preußens, insbesondere Karl Friedrich Beumes, den intellektuellen der oben genannten Philosophen nicht nachstanden und daß in der Gestalt Wilhelm von Humboldts jemand auf den Plan trat, der beide Fertigkeiten in einer Person vereinte.

Was sind die entscheidenden Neuerungen der Humboldtschen Universitätsidee? In einem gewissen Sinne läßt sich diese als eine Synthese der mittelalterlichen Vision und der inzwischen eingetretenen Neuerungen in der Idee der Wissenschaft bezeichnen. Denn einerseits wird, auf der Grundlage der Philosophie des deutschen Idealismus, die Idee der Einheit des Wissens mit einem Pathos festgehalten, das es seit der Platonischen Akademie nicht mehr gegeben hatte. "Von der Fähigkeit, alles, auch das einzelne Wissen, in dem Zusammenhang mit dem Ursprünglichen und Einem zu erblicken, hängt es ab, ob man in der einzelnen Wissenschaft mit Geist ... arbeite", heißt es programmatisch bei Schelling⁷⁾. Humboldt deutet diese Idee anthropologisch: Bildung ist ihm der Prozeß, "dem Begriff der Menschheit in unserer Person ... einen so großen Inhalt als möglich zu verschaffen".⁸⁾ Allein durch die Integrierung möglichst weiter Ausschnitte von Welt kann das Ich die eigene Ganzheit entdecken; und nur der Aufweis der Einheit in der Allheit garantiert dem Ich einen inneren Zusammenhalt, verwandelt Gelehrsamkeit in Bildung. Damit ist andererseits schon gesagt, daß Bildung sich nur in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Reichtum der Welt bewahren kann - die Universitäten haben daher die Resultate der modernen Wissenschaft in sich aufzunehmen. Ja, dem intersubjektiven Charakter von Bildung sei die Trennung von Forschung und Lehre wesensfremd; Akademien und Universitäten seien nur dem Schwerpunkt, nicht dem Prinzip nach verschieden.⁹⁾

So sehr die Humboldtsche Universität die im 17. Jahrhundert entstandene neue Wissenschaft zu integrieren, ja gewissermaßen zu domestizieren suchte, so wenig war ihr Bildungsgedanke doch in der Lage, den praktischen einer Ausbildung nach den Bedürfnissen der Industriegesellschaft auf die Dauer fernzuhalten. Mit der industriellen Revolution, der Abhängigkeit der Legitimität des Staates von der

7) Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, in: Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, hg. von E. Anrich, Darmstadt 1964, 8.

8) Theorie der Bildung des Menschen, in: W.v.Humboldt. Auswahl und Einleitung von H. Weinstock, Frankfurt 1957, 57.

9) Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: W.v.Humboldt, Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, Stuttgart 1964, 255-266

Befriedigung von Massenbedürfnissen, der Notwendigkeit einer effizienten Bürokratie hat die öffentliche Nachfrage nach Ausbildung spezialisierter Fachkräfte zugenommen; und es besteht kein Zweifel, daß die staatliche Unterstützung der Universitäten primär an der sachgemäßen Erfüllung dieser Ausbildungsfunktion hängt, die die Vermehrung der Fakultäten ebenso wie die Unterscheidung von Universitäten und Fachhochschulen zu einer sachlichen Notwendigkeit gemacht hat. Jedes Ignorieren dieses Faktums ist Augenwischerei, und auch die Befürworter des Humboldtschen Bildungsideals haben nur dann eine Chance, ernst genommen zu werden, wenn sie die Bildungsfunktion neben, nicht über die Ausbildungsfunktion setzen.

Doch sind es nicht nur die Erfordernisse von Ausbildung, die den Humboldtschen Bildungsbegriff immer mehr ins Abseits gerückt haben. An der Geschichte des Bildungsromans, der in der Weimarer Klassik entsteht und in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aus der Literatur wieder verschwindet, läßt sich der Aufstieg und Niedergang des Bildungsbegriffs ablesen. Denn offenbar kann von Bildung nur die Rede sein, wenn der Mensch seinen Entwicklungsgang als einheitlichen, von einem generierenden Prinzip bestimmten, auf ein Ziel ausgerichteten Prozeß begreift; und nachdem der Begriff des Subjekts in unserem Jahrhundert fast ebenso fragwürdig geworden ist wie in den vergangenen derjenige Gottes, hat der Gedanke der Bildung seinen beherrschenden Einfluß auf das Selbstverständnis des Menschen verloren. Die ungeheure Zunahme des Wissens in Natur- und Geisteswissenschaften ließ den Gedanken einer Integration dieses Wissens in eine einheitliche Konzeption als zunehmend illusorisch erscheinen. Hinzu kam, daß der Bildungsbegriff die gefährliche Tendenz hatte, die eigene Selbstvervollkommnung über die legitimen Interessen derjenigen zu stellen, denen die Möglichkeiten für den aufwendigen Bildungsprozeß abgingen; er war elitär im schlechten Sinne des Wortes.

Die in den Debatten der 60er Jahre erhobene Forderung nach einer gesellschaftlich relevanten Wissenschaft richtete sich zum Teil gegen letzteres. Das Vernünftige an ihr war, daß sie einem tiefgefühlten Unbehagen an den inneren Entwicklungstendenzen der Moderne entsprang;

doch waren damals die diagnostischen oder gar die therapeutischen Fähigkeiten nicht ebenso stark wie das Unbehagen. Daß die Wissenschaft auf die gesellschaftlichen Konsequenzen ihrer Entdeckungen und Erfindungen reflektieren müsse, ist ein richtiger Gedanke; aber es fehlten damals - und es fehlen noch heute - die ethischen Maßstäbe, nach denen jene Konsequenzen evaluiert werden können.

Das Desiderat einer umfassenden Ethik der Verantwortung für das technologische Zeitalter, wie es Ende der 1970er Jahre in vorbildlicher Weise von Hans Jonas formuliert wurde¹⁰⁾, wurde damals nicht erkannt; an eine Kritik der in der Moderne herrschenden Wertvorstellungen, die z.T. Erster und Zweiter Welt gemeinsam waren, wurde nicht gedacht. Und politischer Sinn - also Verantwortung für den Staat, das Allgemeine - wurde verwechselt mit kleinlichen Machtkämpfen, mit der Suche nach Freunden und Feinden nicht nach dem Niveau ihrer Beiträge zur Wissenschaft, sondern nach dem Grad der Übereinstimmung mit den eigenen vorgefaßten Meinungen - was stets das Ende der Wissenschaft ist. Die Abwehr einer "Politisierung" der Universitäten im letztgenannten Sinne war eine wichtige Aufgabe, die freilich nicht vergessen lassen sollte, daß eine Schärfung des Bewußtseins für die Ambivalenz des wissenschaftlichen Fortschritts weiterhin dringend erforderlich bleibt.

III.

Eine Erneuerung der Hochschule muß mit der folgenden Einsicht beginnen: Einerseits kann nicht bestritten werden, daß viele der die Menschheit bedrohenden Gefahren von der modernen Wissenschaft ausgehen; die Möglichkeit des Holozids war vormodernen Kulturen in der Tat verschlossen. Und andererseits gelten doch hier wie kaum anderswo Parsifals Worte: "Nur eine Waffe taugt: die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug." Auf der theoretischen Ebene ist leicht zu sehen, daß jede Pauschalkritik an dem Programm von Erkenntnis und Wissenschaft

¹⁰⁾ Das Prinzip Verantwortung, Frankfurt 1979.

insofern selbstwidersprüchlich ist, als sie ja selbst Einsichten beanspruchen muß, wenn sie ernst genommen werden will; die Unvermeidlichkeit dieses Selbstwiderspruchs ist der tiefste Grund dafür, warum eine große Zahl der Kritiker der Transformation der modernen Welt durch die Wissenschaft in einen unerträglichen Narzissmus enden, der ständig um sich kreist, weil er sich jeder Möglichkeit objektiver Geltungsansprüche beraubt hat - Rousseau und Nietzsche sind die klassischen Beispiele, lehrreich und abschreckend zugleich.

Aber auch auf der Ebene der Praktikabilität ist klar, daß ohne weitere wissenschaftliche, auch und gerade technische Fortschritte die uns bedrohenden Probleme nicht zu meistern sind. Weder können wir weitermachen wie bisher, noch ist der Ausstieg aus dem wissenschaftlich-technischen Abenteuer eine Option: Was wir brauchen, ist eine Perestrojka im Wissenschaftsbegriff, und wenn die Hochschulen sich nicht zu Trägern dieser Perestrojka machen, steht ihnen im nächsten Jahrhundert ein ähnliches Schicksal bevor wie im siebzehnten.

Wie können die Hochschulen ihre Funktionen so erfüllen, daß sie den Forderungen dieser Perestrojka gerecht werden; und welche institutionellen Änderungen sind dazu erforderlich? Und schließlich: Läßt sich aus einer Neubestimmung der Idee der Hochschule ein Grund dafür finden, warum die an sich sehr verschiedenen Funktionen, die sie heute zu erfüllen hat - Forschung, Lehre, Ausbildung zu praktischen Berufen, schließlich Bildung -, an einer Institution bleiben sollten, während doch sonst die Differenzierung von Institutionen nach ihren Funktionen eine Grundtendenz der Gegenwart ist?

Um mit letzterem zu beginnen, so scheint es mir in der Tat sinnvoll, daß es eine Institution gibt, an der die eben genannten vier Funktionen zusammen ausgeübt werden - was natürlich nicht heißt, daß es nicht daneben auch Institutionen geben sollte, die sich auf eine oder zwei spezialisieren. Was die Einheit von Forschung und Lehre betrifft, so ist ihr sachlicher Zusammenhang am leichtesten zu verstehen. Auch wenn große Forscherpersönlichkeiten nicht schon als solche über didaktische Fähigkeiten verfügen, so hat die Lehre durch jemanden, der selbst am Prozeß der Forschung beteiligt ist, in der Regel eine andere Qualität, als wenn dies nicht der Fall ist; wenn es nicht nur darum geht,

das tote Wissen von Fakten zu vermitteln, sondern die Fähigkeit, sich in immer neue Fakten einzuarbeiten, kommt nur Lehre durch einen selbst Forschenden in Frage.

Umgekehrt aber ist auch klar, daß zwar nicht jede Lehrerfahrung die eigene Forschung befördert, daß diese aber doch selten ganz ohne jene auskommen kann. Auch wenn die Fähigkeit, sich aus der Gesellschaft, d.h. aus dem Trubel vorgefaßter Meinungen zurückzuziehen, die Fähigkeit zur Einsamkeit also, Bedingung jeder innovativen geistigen Leistung ist, bedarf Forschung der Korrektur durch andere; und auch wenn diese naturgemäß häufig selbst ausgewiesene Forscher sein werden, bringen Studenten doch zwei Vorzüge mit: Erstens zwingen sie einen selbst immer wieder zur logischen Ordnung und methodischen Aufbereitung des eigenen Wissens; und zweitens hat der erste Zugang zur Welt der Wissenschaft, wie er nur der Jugend möglich ist, eine Frische und Unbefangenheit, die immer wieder beschwingend wirkt und die einem gestattet, eingefahrene Vorurteile des eigenen Denkens kritisch zu sehen. Freilich braucht die Jugend, um derart inspirierend zu sein, Lebens- und Erkenntnisfreude und ein gesundes Vertrauen in die eigene Fähigkeit, die Zukunft zu gestalten.

Wie schon gesagt, ist nicht nur nichts daran zu ändern, es ist auch nicht zu beklagen, daß die Ausbildungsfunktion weiterhin den Schwerpunkt der Aufgaben der Hochschulen ausmachen wird. Die Hochschulen sind nicht für die Bildungsbedürfnisse einer vermögenden Oberschicht da; sie haben die Fachkräfte zu formen, deren die Gesellschaft bedarf. Aber warum soll deren Ausbildung an Anstalten stattfinden, die zugleich Stätten der Forschung und Lehre sind? Auch hier gehen die Beziehungen in beide Richtungen. Wenn die moderne Gesellschaft immer mehr die Fähigkeit voraussetzt, mit den Resultaten der modernen Wissenschaft umzugehen, dann muß die Ausübung bestimmter Berufe an das Kennenlernen wissenschaftlicher Methodik - und d.h. notwendig auch: der Forschung - geknüpft sein.

Umgekehrt kann allein durch den Kontakt mit der Wirklichkeit der Berufswelt die Wissenschaft lernen, sich über die Auswirkungen der eigenen Tätigkeit Rechenschaft abzulegen; ja, man kann sogar bezweifeln, ob die Ausbildung von Berufsanwärtern wirklich ausreichend ist, um einen

Forschr mit seinem Einfluß auf die Lebenswirklichkeit vertraut zu machen; denn das Studium läuft viel zu häufig in einem realitätsfernen Raum ab, was sich nicht nur auf die Studenten, sondern auch auf ihre Lehrer negativ auswirkt. Was schließlich die Bildungsfunktion angeht, so dürfte Bildung für jeden Menschen ein erstrebenswertes Ziel sein, also auch für den Wissenschaftler und den später einen akademischen Beruf Ergreifenden; und da umgekehrt Bildung sich u.a. in einem vernünftigen Umgang mit den bestimmenden Mächten der eigenen Zeit ausdrückt, wird umfassende Bildung auf einen engen Kontakt mit der Wissenschaft erpicht sein müssen.

Aber was ist der Unterschied zwischen Bildung und Wissenschaft, und warum ist die Bestimmung ihres Verhältnisses die eigentliche Schicksalsfrage der Hochschule der Zukunft? Offenbar gehört zum Wesen der Wissenschaft die axiomatische Struktur: Ausgehend von bestimmten Prinzipien werden weitere Annahmen abgeleitet, die dann an der Wirklichkeit überprüft werden. Diese Methode hat sich praktisch bewährt; und der intrinsische Wert der Reduktion der Pluralität des Seienden auf wenige Prinzipien, der Entdeckung allgemeiner Gesetze, die die Mannigfaltigkeit der Welt der Erscheinungen strukturieren und ordnen, ist für jeden offenkundig, dem sie gelingt.

Dennoch hat diese Methode offenbare Grenzen. So gehört zu ihrem Erfolg die Abgrenzung ihres Gegenstandsgebietes, die einerseits unvermeidlich ist, andererseits aber im Wissenschaftler die zunehmende Illusion erweckt, sein Bereich sei der einzige oder wenigstens der grundlegende; die mannigfachen Reduktionismen sind Konsequenzen dieser Illusion. Der Wissenschaftler thematisiert ferner als solcher nicht die eigene Tätigkeit - der Computerforscher studiert Computer, nicht die psychischen oder sozialen Folgen der Computerforschung; und der Psychologe oder Soziologe weiß gewöhnlich zu wenig über Computer, um darüber fundiert zu sprechen. Auch die historische Bedingtheit und die Geschichte der eigenen Wissenschaft ist deren Vertretern nur selten wirklich bekannt - damit aber auch Alternativen zur gegenwärtigen Gestalt der Wissenschaft.

Eine weitere eigentümliche Grenze der axiomatischen Methode ist, daß die Prinzipien, von denen die Wissenschaft ausgeht, selten hinterfragt werden, und zwar sowohl die konkreten Materialien als auch die grundsätzliche Frage "Wozu eigentlich Wissenschaft?", die mit einzelwissenschaftlichen Mitteln selbst nicht mehr zu beantworten ist. Aber nicht nur diese normative Frage, jede normative Frage ist in der Tat weder mit Mitteln der formalen Logik noch der Erfahrung zu beantworten; denn normative Sätze sagen uns nicht, was der Fall ist, sondern was der Fall sein sollte. Insofern ist es durchaus richtig, daß die Ethik die Wissenschaft transzendiert; und nur wenn die Wissenschaft sich irrtümlicherweise für das Ganze menschlicher Vernunft hält, kann sie zur Überzeugung gelangen, daß ethische Sätze nicht nur nicht wissenschaftlich, sondern auch nicht rational seien.

Die gegenwärtige Vernunftkrise ist u.a. eine Folge einer Überschätzung dessen, was Wissenschaft zu leisten vermag; und die Hochschule wird an Attraktivität nur gewinnen, wenn sie zugleich Stätte der Wissenschaft und eines umfassenderen Bildungswissens zu sein vermag, das den Platz der Einzelwissenschaften im Ganzen des Wissens bestimmt, ihre Auswirkungen auf Gesellschaft und Natur bedenkt und nach Prinzipien einer rationalen Ethik bewertet. Ganzheitliches, ethisch begründetes Wissen, Sinn für Grenze und Maß ist das, was einen gebildeten Menschen auszeichnet; wenn die Wissenschaft nicht von einer solchen Bildung und Besonnenheit geistig und moralisch geführt wird, dann wird sie der Menschheit vermutlich mehr schaden als nützen.

Aber wie kann diese Verbindung von Wissenschaft und Bildung institutionell verankert werden? Offenbar ist es entscheidend, die ethische Reflexion in die Ausbildung und Forschung der Hochschulen zu integrieren. Nur ein Jurist, der ein wenig über Prinzipien der Gerechtigkeit nachgedacht hat, wird in der Lage sein, sich äußerstenfalls ungerechten Gesetzen zu widersetzen; nur ein Manager, der sich einer weiterreichenden Verantwortung bewußt ist, wird versuchen, im Zweifelsfall einmal gegen das Prinzip der Gewinnmaximierung um jeden Preis zu handeln. Auf die ethischen Dilemmata, mit denen man in der modernen Berufswelt

konfrontiert ist, muß man nicht weniger vorbereitet werden als auf die technischen Seiten des eigenen Berufs; vielleicht eher mehr. Grundvorlesungen in Wirtschaftsethik, Medizinischer Ethik usw. sind durchaus ein Desiderat; und auch an eigene Aufbaustudiengänge ist zu denken: Daß es in Krankenhäusern neben Pfarrern auch spezialisierte Medizinethiker, in Unternehmen Wirtschaftsethiker geben sollte, ist keine abwegige Idee, sondern z.B. in USA schon Realität.

Natürlich erheben sich gegen den Gedanken, Ethik zu lehren, verschiedene Bedenken. Das erste, Ethik sei nichts Rationales, sondern nur etwas Subjektives, halte ich persönlich nicht für schlagend; wer sich auf die Tradition der Ethik einläßt, wird ein Reservoir bedeutender Argumente entdecken, das sich durchaus auf moralisch schwierige Entscheidungssituationen der Gegenwart beziehen läßt. Wesentlich ernster ist das Problem, daß es bei keiner Disziplin so sehr auf persönliche moralische Integrität ankommt wie in der Ethik, wenn nicht die Glaubwürdigkeit des Vorgetragenen erheblich leiden soll. Eine sektorielle Intelligenz bedarf nicht einer persönlichen Aura; ein Ethiker ohne moralischen Ernst wird selten überzeugen.

Natürlich sind konkrete ethische Fragen, wenn auch nicht alleine auf der Basis empirischen Wissens, so doch ohne einzelwissenschaftliches Wissen nicht zu beantworten; und zwar ist das erforderliche Wissen bei der zunehmenden Komplexität des die Welt durchziehenden Gewebes an Kausalzusammenhängen immer weniger auf eine Wissenschaft begrenzt. Die Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen ist nur von Chemikern, Geographen, Biologen, Ökonomen und Soziologen angemessen zu beschreiben; und es ist bitter festzustellen, daß es kaum Institutionen gibt, in denen diese Disziplinen wirklich zusammenarbeiten.

Interdisziplinarität ist immer noch ein Desiderat, obgleich das Nebeneinanderbestehen von verschiedenen Fakultäten in einer Institution doch nur damit legitimiert werden kann, daß diese Fakultäten aufeinander angewiesen sind. Was wir bisher "Interdisziplinarität" nennen, funktioniert mehr oder weniger so, daß spezialistisch gewonnene Ergebnisse nachträglich ausgetauscht werden; wesentlich aber wäre, daß die

Fragestellungen, die natürlich nicht die ganze Antwort, aber doch einen wesentlich größeren Teil determinieren, als man gemeinhin annimmt, von Anfang an in einem interdisziplinären Geist gestellt wurden. Wir brauchen nicht einzelne Stege zwischen den Fakultäten; wir brauchen Fakultäten, die von Anfang an interdisziplinär konzipiert sind und den großen Überlebensfragen der Menschheit gewidmet sind. "Umweltfakultäten" - wie sie es als Abteilung für Umweltnaturwissenschaften etwa an der ETH Zürich gibt - sollten an jeder größeren Universität ernsthaft erwogen werden; auch an Fakultäten, die etwa den Problemen der Entwicklungsländer gewidmet sind, wäre zu denken.

Die wissenschaftliche Arbeit stärker auf die drängenden Probleme auszurichten ist nicht nur aus praktischen Gründen wünschenswert; ich bin überzeugt, daß auch unter rein theoretischen Gesichtspunkten die Einzelwissenschaften davon profitieren werden: Im interdisziplinären Austausch werden sie auf Lösungen auch höchst fachspezifischer Probleme stoßen, und vielleicht wird aus ihm die die alte Humboldtuniversität tragende Idee eines inneren Zusammenhangs alles Wissens neue Nahrung erhalten.

Daß interdisziplinäre Arbeit ohne einen gewissen Mut zum Dilettantismus nicht zu leisten ist, ist richtig; aber "Dilettant" sollte in der gegenwärtigen Situation nicht notwendig ein schlimmeres Schimpfwort sein als "Fachidiot". Generalisten, die kompetent mit Spezialisten zusammenarbeiten können, können letztere nicht ersetzen; aber sie sind auch nicht durch diese überflüssig zu machen. Ich bin mir nicht sicher, ob die heutigen Philosophen mehr als andere die Fähigkeit haben, Generalisten zu werden; sollte dies der Fall sein, wäre es sicher vernünftiger, sie auf die einzelnen Fakultäten zu verteilen als in einem eigenen Fachbereich zu konzentrieren.

Freilich muß die Fähigkeit, interdisziplinär zu arbeiten, früh geschult werden; Studium-Generale-Vorlesungen können dazu beitragen; das Baukastenkonzept des Weizsäcker-Hochschulplanes¹¹⁾ ist als Ergänzung

¹¹⁾ Weizsäcker/Dohmen/Jüchter u.a., Baukasten gegen Systemzwänge. Der Weizsäcker-Hochschulplan, München 1970.

zur Idee des linearen Studienganges berücksichtigenswert. Insbesondere aber haben Studenten bald zu lernen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden - es ist aussichtslos, einen Überblick über komplexere Fragen zu gewinnen, wenn man nicht den Wust aus irrelevanten Informationen entschlossen beiseitezuschieben weiß; und es ist bedrückend zu sehen, daß es häufig akademische Eitelkeit ist, die die Studenten von dem Studium der Klassiker abhält, um sie mit der Lektüre der eigenen Produktionen zu belasten. Kriterien für die Wesentlichkeit einer Erkenntnis sind ihre Allgemeinheit, Fruchtbarkeit und Wichtigkeit für die Lösung sittlicher Zwecke.

Wissenschaft ist schon ihrem traditionellen Begriff nach übernational; und da die meisten Probleme, deren Lösung ansteht, globaler Natur sind, ist Internationalität neben Interdisziplinarität das zweite wichtige Postulat für eine erneuerte Hochschule. Entscheidend freilich ist auch hier nicht sosehr das nachträgliche Begegnen der Angehörigen verschiedener Staaten auf Kongressen, sondern die langfristige Auseinandersetzung mit anderen Kulturen, die am besten in jungen Jahren geschieht: Die Fähigkeit, in einer anderen Kultur zu leben, ist das, worum es geht. Sie allein kann realen Kosmopolitismus konstituieren, der mehr ist als das generische und unverbindliche Bekenntnis zur Gleichheit aller Kulturen; und allein realer Kosmopolitismus wird es der Menschheit im nächsten Jahrhundert ermöglichen, Formen des Zusammenlebens auf diesem Planeten zu finden, die den Gebrauch von Gewalt möglichst auf ein Mindestmaß herabdrücken. Mehrsprachigkeit ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung dafür; die Fähigkeit, die innere Logik, die das Wert- und Symbolsystem einer Kultur durchzieht, wenigstens intuitiv zu erfassen und zu würdigen, ist nicht weniger wichtig.

Was die westeuropäischen Nationen angeht, so ist schon bewundernswert viel erreicht. Die eigentliche Herausforderung betrifft Osteuropa und besonders die Kulturen der sogenannten Dritten Welt, von deren Entwicklung das politische wie moralische Schicksal der Menschheit zunehmend abhängt. Jedenfalls wird das Verhältnis zwischen Erster und Dritter Welt neben der ökologischen Frage das Problem des nächsten Jahrhunderts sein. Helmut Schelsky hat schon 1963 zustimmend die

Auffassung Arnold Gehlens zitiert, es gebe heute in Deutschland zwei Politiika ersten Ranges: die Reorganisation der Hochschulen und die sogenannte Entwicklungshilfe, und hinzugefügt, diese beiden Problemkreise hingen enger zusammen, als man gemeinhin annehme.¹²⁾ Die gegenwärtige Misere einer sehr großen Zahl der Entwicklungsländer ist eine Folge des gescheiterten Modernisierungsprozesses; ohne eine Neubestimmung dieses Prozesses, den die moderne Wissenschaft mehr vorwärts treibt als steuert, wird ihr Elend zunehmen.

Umgekehrt aber kann auch die europäische Zivilisation durch die Begegnung mit diesen Kulturen den hohen Preis besser einschätzen lernen, der sie selbst die Entscheidung für die moderne Wissenschaft gekostet hat. Nirgends wird einem die soziale und moralische Bedingtheit des Erfolgs der modernen Technik deutlicher als angesichts der Ruinen wahnwitziger Großprojekte, die nur Schulden, zerstörte Natur und ein gebrochenes Selbstwertgefühl hinterlassen haben. Es besteht kaum ein Zweifel daran, daß eines der schwersten Übel in Entwicklungsländern, die Korruption, gerade eine Folge der Begegnung mit der westlichen Zivilisation ist. Die Ingenieure, die wir hier ausbilden, kehren häufig mit dem Entschluß zurück, in ihrem Heimatland den Lebensstandard beizubehalten, den sie hier kennengelernt haben, und das ist selten anders als bei Korruption möglich. Die Befürchtung, daß diese Art von Ausbildung mehr Schlechtes als Böses schafft, ist nicht von der Hand zu weisen.

Das Studium ist nicht nur eine Gelegenheit, sich Wissen anzueignen; die außerordentliche Freiheit, die es zumal in Deutschland gewährt, ist auch eine Chance, neue Lebensformen zu erproben: Darin nicht zuletzt, insbesondere in der erstmals völlig freien Gestaltung der eigenen intersubjektiven Umwelt, liegt der Zauber dieser Zeit. Auch wenn in Deutschland aus urbanistischen Gründen dies nur an wenigen Stätten realisierbar ist, sollte die Möglichkeit nicht unerwähnt bleiben, die die angelsächsische Institution des Colleges besitzt, verhaltensprägend zu wirken. Die Lehrer, vielleicht noch mehr die fast gleichaltrigen Tutoren

¹²⁾ Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen, Reinbek 1963, 295 mit Bezug auf A. Gehlen, Über kulturelle Kristallisation, Bremen 1961, 15.

werden häufig als Vorbilder erlebt, zu denen persönliche Beziehungen gesucht werden. Nicht nur werden dadurch früh soziale Tugenden erworben, die man in Deutschland in der akademischen Welt seltener findet; wenn man der Ansicht ist, daß mehr noch als ein Umdenken ein Umstellen unseres Handelns nötig ist, um die ökologische Krise zu bewältigen, wird man mit Interesse zur Kenntnis nehmen, daß es in USA schon Colleges gibt, die sich darum bemühen, ökologisch vorbildlich zu wirtschaften. Denn vermutlich ist es auf die Dauer wichtiger, zu lernen, weniger Müll zu produzieren, als erneut umweltbelastende Konferenzen zu organisieren, in denen man darüber klagt, wie ernst die Lage sei.

Allgemein wäre zu wünschen, daß an den Universitäten mehr getan würde, um den Graben zwischen Theorie und Praxis zu überbrücken. Das ungesunde Brüten in einer Welt aus abstrakten Idealen ist ebensowenig hilfreich wie ein jeder Ideals barer Pragmatismus, um in der Welt etwas zu bewegen. Wichtig scheint mir in diesem Zusammenhang ein stärkeres Weiterbildungsangebot für Berufstätige und Pensionäre - einerseits würde dies für neue Ideen eine kürzere Frist bis zum Wirksamwerden bedeuten, andererseits könnte es manchen Studenten und Dozenten nicht schaden, mit kritischen Fragen von Leuten, die in konkreter Berufsverantwortung stehen, konfrontiert zu werden. Nicht minder wichtig wäre die Stärkung "inter-subsystemischer" Kompetenz - es sollte auch in Deutschland leichter möglich sein, aus der Universität in andere gesellschaftliche Subsysteme (und in umgekehrter Richtung) zu wechseln.

Die äußerst mannigfachen Aufgaben, die die Hochschulen zu bewältigen haben, lassen sich nur angehen, wenn eine stärkere Differenzierung zwischen den einzelnen Hochschultypen (insbesondere Universitäten und Fachhochschulen) und den einzelnen Hochschulen stattfindet. Die Lebendigkeit des akademischen Lebens ist eine Funktion nicht nur, nicht einmal primär, aber doch auch fairer Konkurrenz; und es ist schwer einzusehen, warum man ganz auf die Einführung marktförmiger Instrumente verzichten sollte, wenn sie das wissenschaftliche Niveau heben können. Die Tendenzen zur Gleichmacherei könnten der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wissenschaft schaden, etwa zur Abwanderung besonders gefragter Forscher führen; und auch auf der

Grundlage von Gerechtigkeitsprinzipien ist nicht ohne weiteres einzusehen, warum etwa Professoren, die in der Forschung sehr Unterschiedliches leisten, gleich viel lehren müssen - ein Prinzip, das in USA auch bei staatlichen Universitäten in der Regel nicht gilt.

Auch innerhalb der Studenten ist auf Differenzierungen nicht zu verzichten. Wie jedes Recht setzt auch das Recht auf ein Studium Pflichten voraus; die akademische Freiheit muß durch entsprechende Leistungen stets erneut verdient werden, und man zerstört nicht nur die Hochschule, sondern auch die Selbstachtung der Studenten, wenn man die erforderlichen Leistungen ständig herabsetzt. Auch das Wort "Eliteuniversität", das in Deutschland aus bekannten historischen Gründen verständlicher-, aber nicht stets sinnvollerweise zu lange tabuisiert war, scheue ich mich in diesem Zusammenhang nicht auszusprechen. Schon daß Großbritannien, Frankreich, Italien, USA und Japan derartige Hochschulen haben, ist ein Hinweis darauf, daß die Idee so abwegig nicht ist; freilich kommt es darauf an, die Kriterien inhaltlich zu definieren, nach denen besondere Begabungen eine besondere Förderung durch die Gesellschaft verdienen, weil sie ihr voraussichtlich besonders viel geben werden. Erwägenswert ist auch die alte Idee Georg Kerschensteiners,¹³⁾ an Universitäten sogenannte Abschlußfakultäten einzurichten, die am Ende des Studiums von den begabtesten Studenten zu besuchen wären und die sich eine theoretische Zusammenführung der verschiedenen Disziplinen zum Ziel setzen könnten.

Aber all die institutionellen Entwicklungen, die ich erörtert habe, sind vergeblich, wenn sie nicht von Persönlichkeiten getragen werden. Alle Aufstockungen der finanziellen Mittel können diese nicht ersetzen; und es ist nicht übertrieben, wenn Jaspers schreibt, "daß das Schicksal der Universität ganz und gar abhängt von dem Range der Persönlichkeiten, die an ihr wirken"¹⁴⁾. Gerade das kreative Moment bedeutender Forschung läßt sich nicht herbeibürokratisieren; man muß froh sein, wenn es gelingt, bedeutende Forscherpersönlichkeiten rechtzeitig zu entdecken. Die

¹³⁾ Theorie der Bildungsorganisation, Leipzig 1933.

¹⁴⁾ Die Idee der Universität. Für die gegenwärtige Situation entworfen von K. Jaspers und K. Rossmann, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1961, 24.

Tatsache, daß in bestimmten Epochen besondere Begabungen gehäuft auftreten, deutet u.a. darauf hin, daß Begabungen sich in der Begegnung mit anderen Begabungen entfalten; in der Tat sind Persönlichkeiten Magneten, von denen man freilich auch den nötigen Abstand bewahren muß, wenn man nicht die eigene Selbständigkeit verlieren will. Was kennzeichnet die große Forscherpersönlichkeit? Selbstvergessenheit in strengem Sachbezug, die mit Eitelkeit inkompatibel ist, ist das erste Element; innerer Abstand von den Meinungen und Vorurteilen der eigenen Zeit das zweite. Eine schlafwandlerische Intuition für den kürzesten Weg der Problemlösung ist nicht minder wichtig als bewußtes logisches Denken; der Sinn für geheime Verbindungen zwischen abgelegenen Gebieten nicht weniger als der Blick für die wesentlichen Strukturen einer Sache. Die Fähigkeit, einen Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen zu Ende zu denken, so paradox sie auch scheinen mögen, ist schließlich der tiefste Grund, warum Forscherpersönlichkeiten so häufig befremden.

Das nächste Jahrhundert wird das weltgeschichtliche Urteil über das Projekt der Moderne bringen, das durch die Ideen der Aufklärung, der Wissenschaft und Technik bestimmt ist. Das Urteil wird sicher viel differenzierter ausfallen, als wir uns alle heute vorstellen können - sowohl diejenigen, die sich noch mit ihm identifizieren, als auch diejenigen, die von ihm Abstand genommen haben. Aber jenes Urteil wird nicht ganz unabhängig sein von den Entscheidungen, die wir heute treffen. Möge es der Hochschule als derjenigen Institution, die jenes Projekt so lange getragen hat, gelingen, dazu beizutragen, daß jenes Urteil milder ausfalle, als immer mehr Menschen befürchten!

I. Podium:

Hochschulausbildung im Spannungsverhältnis von Qualität und Quantität